

Beitrag für
Werner, Götz W./ Eichhorn, Wolfgang/ Friedrich, Lothar, 2012:
DAS GRUNDEINKOMMEN, Würdigung, Wertungen, Wege, Karlsruhe

Erwerbsarbeit und soziale Existenz. Alte Leitbilder, neue Wirklichkeiten
Hans-Jürgen Arlt

„Vor der Frage: Was können wir tun? muss der Frage nachgegangen werden:
Wie müssen wir denken?“

Joseph Beuys

Ist Arbeit der Palast menschlicher Existenz oder nur ein Ballast? Macht Arbeit das Leben süß oder verdirbt sie den ganzen Tag? Kommt es darauf an, sich in der Arbeit zu verwirklichen oder sich von ihr zu befreien? Ist Arbeit "erstes Lebensbedürfnis" (Karl Marx) oder "alles, was keinen Spaß macht" (Bertolt Brecht)? Solche Fragen spiegeln eine Gesellschaft, die sich von Arbeit alles verspricht und die zugleich Arbeit entwertet und entwürdigt. Ohne Himmel keine Hölle.

I

Nach der Liebes-Tätigkeit ist die Arbeits-Tätigkeit – zeugen und erzeugen – die fruchtbarste Variante menschlichen Tuns. Nach der Gewalt-Tätigkeit ist die Arbeits-Tätigkeit – „Arbeit macht zunichte, um zuwege zu bringen“ (Clausen 1988: 265) – die gefährlichste Variante menschlichen Tuns. „Arbeiten ist gefährlich. Man setzt neue Produkte in die Welt, die zunächst einmal niemand braucht. Man lässt sich auf Formen des Umgangs miteinander ein, die gegen alle guten Sitten verstoßen. Und man verwendet Zeit für sie, die andernorts verloren geht. Es ist daher kein Wunder, dass das Arbeiten in allen Gesellschaften zu den am meisten kontrollierten und regulierten Sachverhalten gehört.“ (Baecker 2007: 56)

Menschen sind, anders als die Lilien auf dem Feld, tätige Wesen. Ob und unter welchen Voraussetzungen sie eine Tätigkeit Arbeit nennen, das ist weder sachlich noch zeitlich noch sozial festgeschrieben. Für die erste Verständigung hilft vielleicht diese Definition: „Arbeit ist ein gekonntes, kontinuierliches, geordnetes, anstrengendes nützliches Handeln, das auf ein Ziel gerichtet ist, welches jenseits des Vollzugs der Arbeitshandlung liegt.“ (Bahrtdt 1983: 124) Dass Arbeit keine Tätigkeit um ihrer selbst willen ist, dürfte der kleinste gemeinsame Nenner eines Zeiten und Kulturen übergreifenden Arbeitsverständnisses sein.

In vormodernen Gesellschaften war Arbeit entweder als normales alltägliches Tun in den familiären Lebenszusammenhang eingebettet. Oder die Arbeit war in die Unterschicht abgedrängt als eine minderwertige Tätigkeit. Für Aristoteles war Arbeit eine Beschäftigung, die eines freien Bürgers unwürdig ist, Marx sprach vom Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, Hegel von der Beziehung zwischen Mensch und Werkzeug. Lässt man sich weder auf Anthropologie noch auf Robinsonaden ein und wählt eine soziologische Perspektive, dann bietet es sich an, unter Arbeit eine „Tätigkeit für andere“ zu verstehen. Nach der Kommunikation ist Arbeit die zweite große Handlungsweise, über die sich Gesellschaft realisiert.

Man kann Selbstgespräche führen und trotzdem Kommunikation sinnvoller Weise als „Verständigung mit anderen“ bezeichnen; man kann Eigenarbeit leisten oder ‚an sich arbeiten‘, gleichwohl kenne ich keinen besseren Zugang zum Arbeitsbegriff als „Tätigkeit für andere“. Doch darin erschöpft sich der Sinn der Arbeit nicht, zielt sie doch gewöhnlich darauf, die eigene Existenz zu sichern und zu gestalten. *Arbeit ist eine Tätigkeit für andere, die den eigenen Lebensmöglichkeiten dient.* Arbeiten, das tritt hier hervor, umfasst ein Spannungsverhältnis, welches das Risiko einer asymmetrischen Auflösung birgt: Für andere und für sich arbeiten – mehr für sich oder mehr für andere. Die

Extremform der Auflösung begegnet uns als eine historische Normalform: Die einen lassen die anderen für sich arbeiten. Die Utopie der Befreiung von der Arbeit hat sich über Jahrtausende nur als gewaltsame oder jedenfalls herrschaftliche Delegation der Arbeit an andere realisiert. D.h. die einen haben sich ihre Lebensmöglichkeiten durch die Tätigkeiten der anderen gesichert; die anderen hatten die Arbeit und die einen den Konsum. Auf beiden Seiten handelt es sich um alte Bekannte, um Reiche und Arme. Und noch ein aufschlussreiches Moment tritt hervor, die ‚Konsumenten‘, die politischen und religiösen Herrscher, bestimmen, was und wie gearbeitet wird, sie sind zugleich so etwas wie ‚Unternehmer‘.

Wer nicht isst, kann nicht arbeiten. Feudale Herrschaften haben andererseits über viele Jahrhunderte hinweg bewiesen, dass man sehr gut essen kann ohne zu arbeiten. In der historischen Zwischenbilanz essen diejenigen besser, die weniger arbeiten. Genau dagegen ist die Industriegesellschaft unter dem Motto angetreten, wer nicht arbeitet, soll nicht essen. Jeder Gedanke an ein gesichertes Einkommen, das nicht mit einer individuellen Arbeitsleistung im erkennbaren Zusammenhang steht, bekommt es mit dem kulturellen Erbe moralisierter Arbeit in der Moderne zu tun.

Schon die Bezeichnung Industriegesellschaft - vom Lateinischen *industria*, der Fleiß - war ein Kampfbegriff gegen den faulen Adel, gegen das ständische Vorrecht auf Konsum ohne Arbeit. Das aufsteigende Bürgertum hat das Arbeiten, das vorher als asozial galt, das Sklaven, Leibeigenen, Knechten und Mägden für ein Existenzminimum aufgebürdet wurde, umgewertet und aufgewertet. Bürgerliche Vordenker wie John Locke und Adam Smith erkoren die Arbeit zum Schöpfer des Eigentums und des Reichtums und brachten sie damit gegen den feudalen Adel in Stellung. „Arbeit macht das Leben süß... der nur hat Bekümmerniß, der die Arbeit haßt“, dichtete 1777 der Wahlberliner Gottlob Wilhelm Burmann. Der schottische Essayist und Historiker Thomas Carlyle (1795-1881) war überzeugt: „Arbeit ist die Mission des Menschen auf dieser Erde. Es kämpft sich ein Tag herauf, es wird ein Tag kommen, an dem der, welcher keine Arbeit hat, es nicht für geraten halten wird, sich in unserem Bereich des Sonnensystems zu zeigen, sondern sich anderwärts umsehen mag, ob irgendwo ein fauler Planet sei.“ Arbeit wird semantisch aufgeladen als Unterschied zu Faulheit (und wer das als Ideologie abwehren will, singt dann das „Lob der Faulheit“).

Die Arbeiterbewegung spielte mit und übertrumpfte die bürgerliche Arbeitsmoral später mit den „Helden der Arbeit“. Das Gothaer Programm der SAP - heute die Abkürzung für „Systemanalyse und Programmentwicklung“, damals für „Sozialistische Arbeiterpartei“ - feierte 1875 die Arbeit als „Quelle allen Reichtums und aller Kultur“. Die Hymne der Arbeiterbewegung, „Die Internationale“, stimmte aus voller Brust an: „Die Müßiggänger schiebt beiseite! Diese Welt muss unser sein.“ August Bebel, einem der sozialdemokratischen Gründerväter, erschien es ganz natürlich zu erklären, der Sozialismus stimme mit der Bibel darin überein, wer nicht arbeite, solle nicht essen. Von Ostberlin über Moskau bis Peking ist die Heroisierung der Arbeit durch den real nicht mehr existierenden Sozialismus in Stein gehauen oder in Stahl gegossen als tausendfaches Denkmal zu besichtigen.

II

Regulierung und Kontrolle der Arbeit geschahen bis in das 19. Jahrhundert hinein durch Herrschaft, seither vorwiegend durch Organisationen mit freiwilliger Mitgliedschaft basierend auf sozialem Zwang. Die moderne Organisation der Arbeit, egal welchem Managementkonzept sie gerade folgt, stützt sich auf den sozialen Zwang zu arbeiten. Hinter dem freien Arbeitsvertrag steckt - so hat es der Vater der deutschen Soziologie, Max Weber, gesagt - die „Hungerpeitsche“. Gleichwohl ist rechtlich gesehen niemand gezwungen, einen Arbeitsvertrag zu unterschreiben. Hier zeigt sich ein anderes inneres Spannungsverhältnis der Arbeit, dessen zwei Seiten unterschiedlich akzentuiert werden können. In der bürgerlich-liberalen Perspektive wird die Freiwilligkeit betont, in einer sozialkritischen der Zwang. Beide Perspektiven unterschätzen das Phänomen der Organisation, welches das Leben der modernen Gesellschaft prägt. „Das Recht zu bestimmen, was sein soll, haben in der Moderne Akteure usurpiert, die wir, wären es

Menschen, Sonderlinge nennen würden. Korporative Akteure, die großen Organisationen, entscheiden heutzutage über die drei Fragen aller Fragen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?“ (Ortmann 2010: 9) Oder mit anderen Worten: „Was hier nicht entschieden werden kann, wird nirgendwo entschieden. Und was hier nicht ausprobiert werden kann, hat dann nur noch die Möglichkeit, im folgenlosen Gespräch unter den Leuten als bloße Möglichkeit beschworen zu werden.“ (Baecker 1999: 9) Organisation macht es möglich: Arbeitskräfte nach Bedarf einzustellen und wieder auszuschließen, menschliche Aktivitäten streng nach Arbeit oder Nichtarbeit zu sortieren, die Arbeit primär nach wirtschaftlichen Kriterien auszurichten, das erworbene Einkommen zur individuellen Arbeitsleistung in Beziehung zu setzen.

Das alles hat nichts Natürliches an sich, es sind gesellschaftliche Prägungen. Die hohen Priester der Arbeitsgesellschaft reduzieren, gestützt auf diese Organisation der Arbeit, Komplexität auf eine ihrem Glauben dienliche Weise. Sie tun so, als lebe unsere Gesellschaft alleine von bezahlter Arbeit, und blenden dabei den – gemessen an Arbeitsstunden größeren – Teil unbezahlter (Frauen-) Arbeit aus. Dieser Teil der gesellschaftlichen Arbeit „erfährt allenfalls symbolische Anerkennung nach dem Muttertagsprinzip... Damit korrespondiert eine systematische Geringschätzung aller pflegerischer und sorgender und aller sonst irgendwie als ‚weiblich‘ apostrophierten Tätigkeiten auch *in* der sog. Arbeitswelt“ (Kurz-Scherf 2003: 293). Die Sinnprediger des Erwerbslebens setzen die Notwendigkeit und das Bedürfnis aktiv zu sein mit Erwerbstätigkeit gleich und stellen so jeden, der nicht ‚arbeitet‘, unter den Generalverdacht der Faulheit. Sie stellen die Wirtschaftlichkeit der Arbeit über alles und werten andere Kriterien ab, etwa ökologische, soziale, pädagogische. Sie blenden die nachgerade unendliche Fülle der Voraussetzungen erfolgreicher Arbeit aus und suggerieren eine Kausalbeziehung zwischen der Höhe des Einkommens und der individuellen Leistung. Das Leitbild der bezahlten individuellen Arbeit ist eine moderne Lebenslüge. Tatsächlich geht es nur um erarbeitete Bezahlung, wie das überragende Interesse an der zeitlichen Befristung und am Lohn der Arbeit zeigt. Hochgehalten wie eine Monstranz wird das verzerrte Leitbild von Leuten, die auf Wahlplakate schreiben „Arbeit, Arbeit, Arbeit“, die Bündnisse für Arbeit schließen, betriebliche und politische, die Transparente durch die Gegend tragen, auf welchen Sprüche stehen wie „Keine Arbeit ist so schlimm wie keine“. Es sind Gläubige, gläubige Anhänger der Arbeitsgesellschaft, die arbeiten werden bis zum letzten Job so wie andere spielen bis zum letzten Cent.

Funktioniert hat das große bürgerliche Versprechen, jeder und (inzwischen auch) jede könne sich über Erwerbsarbeit eine eigenständige soziale Existenz aufbauen, noch nie. Am Anfang mündete es in die Proletarisierung, ihr folgte die Herausbildung der Arbeiterbewegung und der Aufbau eines Sozialstaates, heute erleben wir die Prekarisierung trotz Sozialstaat und Gewerkschaft. Es kann auch nicht funktionieren. Wird die soziale Existenz der Einzelnen an die Bedingung der Wirtschaftlichkeit ihrer Arbeit gekoppelt, übernehmen die Turbulenzen des Wettbewerbs, die Entwicklung der Technik, die Schwankungen der Nachfrage (heute auf beschleunigtem und globalisiertem Niveau) die Regie. Aus der Gunst der Stunde ist längst das Glück der Sekunde geworden oder eben, wie die steigende Langzeitarbeitslosigkeit zeigt, das Unglück über Jahre.

Die soziale Aufwertung der Erwerbsarbeit zum Garanten der sozialen Existenz, der gesellschaftlichen Anerkennung, sogar der Selbstverwirklichung der Einzelnen einerseits und andererseits die wirtschaftliche Abwertung der Arbeit – der billigste Arbeitsplatz ist der vom technischen Fortschritt abgeschaffte – widersprechen einander. Aus den Widersprüchlichkeiten dieser Anforderungen an die soziale und die wirtschaftliche Funktion der Erwerbsarbeit entstehen Konflikte wie Mücken im Moor. Im Zeichen der Reizfarbe Rot wird über Löhne und Arbeitszeiten, über Leistungen und Lasten des Sozialsystems, über Bildungs- und Aufstiegschancen gestritten; im Zeichen von Öko-Grün über die Destruktivkraft der Arbeit und über die externalisierten Umweltkosten wirtschaftlich organisierter Tätigkeiten. Tabuisiert bleibt der Knackpunkt, dass die direkte Kopplung von individueller Erwerbsarbeit und sozialer Existenz nie nur Fortschritt, sondern immer auch Falle war und ist.

III

Es sind viele Fäden, die zur Textur des Wortes Arbeit zusammenlaufen, wie es heute für uns Sinn macht. Will man einem garantierten Einkommen, einer Grundsicherung, zum gesellschaftspolitischen Durchbruch verhelfen, dürfte es hilfreich sein, diese Textur der Arbeit ‚aufzutrennen‘, um Gelegenheit zu schaffen, es hinein zu weben, und so auch der Arbeit einen neuen Sinn zu geben. Wie verwirrend uns die Gegenwart der Arbeit auch erscheint, es sind nur drei rote Fäden, die sie aktuell zusammenhalten: individualisierte Menschen, ökonomisierte Leistungen, monetarisierte soziale Beziehungen. Alle drei Stränge basieren auf einer gesellschaftlichen Entwicklung, die Kommunikation und Arbeit aus alternativlosen herrschaftlichen Bestimmungen entbindet. Kommunikation und Arbeit werden ‚entfesselt‘. Meinungs-, Informations-, Presse-, Versammlungsfreiheit hier, Gewerbe-, Berufs-, Marktfreiheit dort eröffnen für alle Einzelnen Entscheidungsspielräume, die in der Selbstbeschreibung der Moderne als Sieg von Freiheit und Gleichheit gefeiert werden.

Individualisierte Menschen: Die große Strukturverschiebung der Neuzeit führt weg von einer – dem Schicksal oder einem göttlichen Willen geschuldeten – streng zwischen Oben (Kirche und Adel) und Unten (Bauern und Handwerker) geschichteten Gliederung hin zu einem funktional differenzierten Aufbau mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Leistungsfeldern wie Wissenschaft, Recht, Politik, Medizin und eben auch Wirtschaft. Es entsteht eine ganz andere, neue Architektur der Gesellschaft, in welcher der einzelne Mensch nicht mehr als Angehöriger eines Standes und einer Familie handelt und behandelt wird, sondern als ein freies und gleiches Individuum, das natürlich auch Familie hat und im übrigen je nach Bedarf und Möglichkeiten (etwa Bildung, Geld, Kontakte) in der Wirtschaft, in der Politik, in der Justiz, in der Erziehung etc. in verschiedenen Rollen agiert. „Segmentäre und auch stratifikatorische Differenzierung sind darauf angewiesen, Personen je einem der Teilsysteme zuzuordnen... [Funktionale Differenzierung] kann Personen nicht mehr den Teilsystemen zuordnen in dem Sinne, dass eine Person einem und nur einem Teilsystem angehörte - die eine etwa eine rein juristische Existenz führte, die andere nur erzogen würde. Der letzte derart konzipierte Fall, den man um 1800 noch für möglich hielt, war die Hausfrau und Mutter der bürgerlichen Familie. Auch das ist ein inzwischen abgeschlossenes Kapitel.“ (Luhmann 1993: 30f.) Die gesellschaftliche Existenz der Einzelnen wird als „Karriere“ wahrgenommen, die moderne Biographie stellt sich als Summe individueller und fremder Entscheidungen dar.

Welche Personen welche Arbeitsaufgaben übernehmen und wer, sozusagen nach getaner Arbeit, Anspruch auf welchen Teil des Produkts hat, irgendeine Antwort auf diese Fragen findet jede Gesellschaft. Die moderne Gesellschaft gibt eine komplizierte Doppelantwort. Auf den ersten Blick erscheint es einfach, denn der Arbeitsvertrag, der das Lohnarbeitsverhältnis begründet, beantwortet in *einem* Akt beide Fragen, er definiert Arbeitsleistung *und* Einkommen individuell. Allerdings täuscht die Form der Lohnarbeit darüber hinweg, dass sich in Wirklichkeit erst auf dem Markt entscheidet, welche Nachfrage die Arbeit findet und wieviel sie potentiellen Tauschpartnern wert ist, also welchen Preis sie erzielt. In der Form der Lohnarbeit neigt die Arbeit dazu zu vergessen, dass über ihre Anerkennung und ihre Wertschätzung letztinstanzlich nicht Unternehmer entscheiden, sondern Konsumenten – und zu den Konsumenten gehören jetzt nicht nur Unternehmer, sondern auch „Arbeitnehmer“. Die Konsumenten haben nicht mehr die Sozialform von Herrschern, sondern von Kunden, die – im Rahmen ihrer Zahlungsfähigkeit – frei entscheiden, welche Arbeit sie bezahlen und welche nicht. Deshalb spielt Werbung eine so auffällige Rolle. Arbeit auf der Suche nach Kunden kommuniziert in der Form von Werbung.

Dass Unternehmer nur Zwischeninstanzen sind, dass die Lohnarbeit eine Tätigkeit für Kunden ist, schon dieser einfache Gedanke führt die Vorstellung ad absurdum, es sei die individuelle Arbeitsleistung, die über das Einkommen entscheidet – es ist am Ende die gesellschaftliche Nachfrage. Wenn ein Millionenpublikum auf den Geschmack verfällt,

diesen und keinen anderen Song aktuell für den schönsten und besten zu halten, dann werden die Produzenten dieses Songs das große Geld machen, auch wenn andere Produzenten an anderen Songs länger, intensiver und kreativer gearbeitet haben. Wie Unternehmer das erzielte Einkommen mit Beschäftigten teilen und wie sie diesen Teil unter den Beschäftigten verteilen, sind ganz andere Fragen. Auch das, was dabei belohnt und bestraft wird, hat mit individueller Leistung nur ausnahmsweise zu tun. „Wer zwischen Lohn und Leistung nicht sauber unterscheiden kann und beide unbesehen gleichsetzt, kann nicht kompetent über Verteilungsprobleme reden. Das große Problem der modernen Volkswirtschaft besteht darin, dass Leistung und Lohn immer weiter auseinanderklaffen“ (Vontobel 2009: 13) sowohl oben in der Luxusklasse als auch unten im Prekariat. Weder Millionen-Boni noch Hunger-Löhne haben mit Leistung irgendetwas zu tun. Doch von der Tarifstruktur zurück zur Gesellschaftsstruktur.

Ökonomisierte Leistungen: In dem Prozess des Abbaus der alten Herrschafts- und Versorgungsstrukturen und des Aufbaus neuer, sich auf die Leitwerte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ berufender Verhältnisse fiel dem Leistungsfeld Wirtschaft eine herausragende Bedeutung zu. Das Herauslösen der Arbeit aus familiären, ständischen Bindungen gehört zu den Bedingungen der Möglichkeit, Arbeit in größeren Wirtschaftsorganisationen zu ‚veranstalten‘. Gearbeitet wurde und wird auch in der Justiz, der Politik, der Wissenschaft, der Kultur etc., doch die Wirtschaft übernahm eine Maßstabsfunktion. In der Wirtschaft entschied sich das moderne Schicksal der Arbeit. „Wer von uns kann sich noch eine Arbeit und eine Organisation der Arbeit vorstellen, die *nicht* unter dem Vorzeichen der Wirtschaft steht? Was wissen wir von einer Arbeit, die erzieherischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen, politischen Zwecken dient? Wie sähe die Organisation von Arbeit aus, wenn sie nicht an Kosten und Nutzen gemessen würde?“ (Baecker 2002: 13)

Wirtschaftlich denken und handeln heißt, das Verhältnis von Aufwand und Resultat, von Kosten und Nutzen, von Investition und Gewinn im Auge zu haben. Effizienz lautet das Schlüsselwort, das im Zentrum der historisch unvergleichlichen Leistungsfähigkeit unserer Gesellschaft steht. An wirtschaftlichen Kriterien ausgerichtete Arbeit wird rationalisiert, technisiert, produktivitätsorientiert. An wirtschaftlichen Kriterien festgemachte Verwendung von Geld verwandelt es in Kapital. „Die einfache Warenzirkulation dient als Mittel für einen außerhalb der Zirkulation dienenden Endzweck, die Aneignung von Gebrauchswerten, die Befriedigung von Bedürfnissen. Die Zirkulation des Geldes als Kapital ist dagegen Selbstzweck, denn die Verwertung des Werts existiert nur innerhalb dieser stets erneuerten Bewegung. Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos“ (Marx 1973: 167). Kapital – politisch glorifiziert und dämonisiert – ist schlicht Geld, das nur dann ausgegeben wird, wenn zu erwarten ist, dass es mehr Geld bringt. Nun lässt sich eine ganze Menge dafür tun, dass diese Erwartung nicht enttäuscht wird, vor allem kann man versuchen, die Kosten zu senken – zum Beispiel indem man den kostengünstigsten Standort sucht oder am bestehenden die Arbeitskosten reduziert, indem Leute entlassen, Löhne gesenkt, Arbeitszeiten verdichtet und verlängert werden. Wie immun dieses Entscheidungskriterium, Geld nur wirtschaftlich zu verwenden, gegen Gesichtspunkte der Verantwortung und der Moral sein kann, ruft immer wieder Widerspruch und Widerstand hervor. Ihren Nimbus als Garant des Fortschritts und Schöpfer des Wohlstands hat die ökonomisierte Arbeit ein Stück weit eingebüßt. Große Unternehmen legen heute viel Wert darauf, sich als Sponsoren (vor allem des Sports und der Kultur) zu präsentieren, um auf diese Weise die Botschaft zu publizieren, wir sind bereit, Geld nicht ausschließlich wirtschaftlich einzusetzen.

Aus Geld mehr Geld zu machen, ohne dabei den Weg über Arbeit zu gehen, galt – erinnert sei an die Glorifizierung der Arbeit – lange Zeit als unmoralisch. Der Antisemitismus hat sich dieses Deutungsmuster zunutze gemacht. Im Vergleich zum Produzenten hat(te) der Händler ein schlechtes und der Geldhändler das schlechteste Image. Zugleich bildet aber der Geldhandel eine Schlüsselstelle ökonomisierter Arbeit. Schulden gehören zum Wirtschaftswachstum wie der Akku zum Handy. Ein Schuldner –

das sei angesichts aktueller Aufregungen hinzugefügt – ist nichts anderes als ein Leerverkäufer, der ein Zahlungsverprechen gibt (vgl. Eichhorn/ Solte 2009: 46f.). Die Grundidee des Geldgeschäfts besteht im Handel mit den Risiken von Zahlungsverprechen.

Monetarisierte soziale Beziehungen: Ohne Zahlungsmittel keine Nahrungsmittel und auch sonst nichts. Das Individuum der Moderne, wie hochnäsiger es auf die Gesellschaft herabblickt und wie sehr es sich auch einbilden mag, sich unabhängig von der und gegen die Gesellschaft positionieren zu können, vom Geld wird es in die Gesellschaft hineingezogen wie eine reife Frucht von der Schwerkraft auf die Erde. Soziale Sicherheit hängt am Geld und für alle, die keine andere Einkommensquelle haben als ihre Erwerbstätigkeit, kommt es auf die Möglichkeit bezahlter Arbeit an, genauer: auf die erarbeitete Bezahlung. Je feingliedriger und globaler die Arbeitsteilung, desto dominanter das Medium der gegenseitigen Leistungsvernetzung, das Geld. Von der Schuhsohle bis zum gegelerten Scheitel, von der gekauften Wiege bis zur bezahlten Bahre sind wir abhängig von anderer Menschen Arbeit, deren Erzeugnisse und Leistungen wir für cash oder auf Kredit erwerben. Die naiven Politsprüche, jeder sei sein eigener Herr, jede könne aus eigener Kraft, alle seien unabhängig, selbstverantwortlich..., blenden aus: Kein Mensch in diesem Land, je reicher er ist desto weniger, kann auch nur einen einzigen Tag ohne die Tätigkeiten anderer existieren. Nur weil sich einer kaufen kann, was er will, ist er noch lange nicht selbständig und unabhängig. Er ist nichts anderes als der Konsument anderer Leute Arbeit.

IV

Der Mensch hat, jedenfalls als Mann und möglichst auch als Frau, einer bezahlten Arbeit nachzugehen, darin sind sich die Klassenfeinde von gestern und die Sozialpartner von heute einig. Die Vorstellung, Hinz und Kunz, Tina und Nina könnten selbst entscheiden, ob und wieviel sie arbeiten, löst bis heute Angst aus; nicht so sehr bei Hinz und Nina, aber bei Managern und Regierungspolitikern. Ein „gesichertes Einkommen für alle“ wird in der Öffentlichkeit nicht als größere Chance für selbstbestimmte Tätigkeiten erörtert, sondern als offenes Tor zur Flucht vor der Arbeit. Hinzu kommt: Als Reaktion auf jahrzehntelange Massenarbeitslosigkeit befindet sich auch die Variante eines Grundeinkommens in der öffentlichen Debatte, die das Ziel zu verfolgen scheint, dass alles bleibt, wie es ist; damit die Arbeitsgesellschaft ungestört weitermachen kann, sollen Menschen, deren Arbeit sie nicht (mehr) braucht, mit einem Grundeinkommen im Abseits stillgestellt werden. Diesem Gedanken einer Stilllegungsprämie widerspricht das hier verfolgte Konzept eines garantierten Grundeinkommens ausdrücklich.

Wenn ohne Geld nichts geht und Bezahlung für die meisten Menschen strikt an Erwerbsarbeit gebunden ist, dann wird der Arbeitsplatz zur Schlüsselstelle, dann ist in der Tat sozial, was Arbeit schafft. Der Arbeitsplatz als Joker des Unternehmers sticht immer, allerdings unter wechselnden Vorzeichen: Werden Arbeitsplätze garantiert, freuen sich Politik und Gewerkschaft, werden Arbeitsplätze eingespart, steigen die Zuversicht der Investoren und der Börsenkurs. „Wir kämpfen um jeden Arbeitsplatz“ fehlt in keiner Gewerkschaftsrede. Hängen die Arbeitsplätze von der Wirtschaftlichkeit der Arbeit ab, schnappt die Falle zu, jetzt muss man für und gegen Arbeitsplätze, für gute und für billige Arbeit zugleich sein. Denn bezogen auf das einzelne Unternehmen führt die Abschaffung der einen zur zeitweisen Bestandssicherung der anderen Arbeitsplätze. Und für die Arbeitskräfte wird ‚gute Arbeit‘ zum Risiko, sofern sie teure Arbeit ist. Aus diesen Zwickmühlen entspringt der Doppelcharakter der Gewerkschaft als Sozialpartner und Konfliktgegner, mit dem die Öffentlichkeit bis heute nicht zurecht kommt und die Gewerkschaft selbst auch nicht. Diese Falle verursacht den alltäglichen millionenfachen Deal Arbeitsplatz für Anpassung. Was Frauen und Männer sich zumuten lassen an Rücksichtslosigkeit und Willkür, was sie sich auferlegen an Stillhalten, Wohlverhalten und Abnicken steht in einem direkten Zusammenhang mit der Notwendigkeit, den Arbeitsplatz zu behalten, einen besseren zu finden oder überhaupt einen zu bekommen. Diese Falle ist verantwortlich für das Gefühl, man könnte nur (über)leben, solange man nicht so lebt, wie man leben möchte. Diese Falle ist verantwortlich für das Ressentiment

der arbeitnehmerischen Mitte gegen die angeblich passiven, unproduktiven und integrationsunwilligen einheimischen wie migrantischen Unterschichten.

Kapitalverwerter und Arbeitskraftbeschützer sind gefangen in den Wiederholungszwängen ihres bald zweihundertjährigen Verstricktseins. Dem Entscheidungskriterium der einen, „mehr Geld“, setzten die anderen „mehr Arbeit“ entgegen – jener Wahnsinn provoziert diesen Unsinn. Beiden entgeht der Auflösungsprozess der Arbeitsgesellschaft, der im Scheitern des – als Beschäftigungsgesellschaft organisierten – Sozialismus einen Meilenstein gesetzt hat. Zu den aktuellen Indizien dieses Auflösungsprozesses gehören sowohl das Ausmaß an Verwahrlosung, sozialer Not und Unsicherheit, verursacht durch den Mangel an Erwerbsarbeit und deren teilweise Entwertung; als auch die Gesundheitsrisiken und Umweltgefahren der Erwerbsarbeit selbst und vieler Produkte, die sie hervorbringt. Solange soziale Existenz und Erwerbstätigkeit individuell gekoppelt bleiben, reproduzieren sich die Wiederholungszwänge der Organisation der Arbeit fast automatisch.

Ein gesichertes Einkommen, das individuelle Erwerbstätigkeit nicht voraussetzt, sondern die Basis für individuelle Arbeitstätigkeiten bildet, könnte ein Weg sein, die gegenwärtige Zwanghaftigkeit der Verhältnisse aufzubrechen: Von der Arbeit befreit arbeiten. Die Idee ist, die Bezahlung von der individuellen Arbeit – natürlich nicht von der gesellschaftlichen, das Geld muss ja irgendwo her kommen - so weit zu trennen, dass ein Auskommen auch ohne Erwerbstätigkeit garantiert ist.

Weiß der Fisch, dass er im Wasser lebt? Der bürgerlich-liberale Mensch erweckt den Eindruck, als wüsste er nicht, dass seine Arbeitstätigkeit als gesellschaftliche oder überhaupt nicht stattfindet. Die individuelle Leistung macht nur Sinn, weil sie ein Element eines Arbeitszusammenhangs ist – innerhalb der Organisation und innerhalb der Gesellschaft. Wie die Kommunikation ist auch die Arbeit nur als gesellschaftliche Praxis möglich. Gewiss lassen sich individuelle Anteile aus der gesellschaftlich geleisteten Arbeit herausrechnen, wie willkürlich-künstlich die Rechnung auch immer ausfallen mag. Aber wie lange machen wir die Verrücktheit noch mit, dass bei dieser Rechnerei auf der einen Seite Multi-Milliarden-Vermögen und auf der anderen Hunger und Verelendung herauskommen und dieses Resultat wenn schon nicht als gerecht, dann zumindest als notwendig verteidigt wird? Tatsache bleibt, Waren, Dienstleistungen und Vermögen kommen aus gesellschaftlich geleisteter Arbeit. Bevor ein (wie auch immer begründeter und berechneter) individueller Verteilungsmodus einsetzt, aus den Erträgen der gesellschaftlich geleisteten Arbeit jedem Gesellschaftsmitglied ein Einkommen zu garantieren, das ihm ein Auskommen sichert – das ist eine Idee, deren Zeit gekommen ist.

Mit einem gesicherten Einkommen würde auch solche Arbeit honoriert, die wie z. B. die Hausarbeit heute von der Bezahlung abgetrennt ist. Ein solches Grundeinkommen würde es den Einzelnen leichter machen, das Wichtige und das Richtige zu tun (und sich die Zeit zu nehmen darüber zu streiten, was wichtiger und was richtiger ist) – nicht mehr wie heute das Bezahlte oder wie gestern das herrschaftlich Bestimmte. Veränderung müsste nicht mehr als blindes Wachstum, sie könnte als qualitative Entwicklung angelegt sein. „Dass unsere Gesellschaft als eine Arbeitsgesellschaft organisiert ist, ist eine optische Täuschung. In Wirklichkeit haben wir es mit einer Arbeitsverhinderungsgesellschaft zu tun.“ (Baecker 2007: 57) Das macht nicht nur die Arbeitslosigkeit offen sichtlich, das bekommt jede und jeder tagtäglich dadurch zu spüren, dass die Organisationen der Arbeit mittels Beschränkungen, Verboten und Vorschriften funktionieren, dass die Menschen für ihre Gefügigkeit honoriert werden, nicht für ihre Initiative und Kreativität. Mit einem gesicherten Einkommen bekämen Herr Hättich und Frau Wolltich eine Chance, ‚richtig‘ zu arbeiten – nicht länger im Konjunktiv, sondern tatsächlich: Niemand hätte mehr das Alibi, nur des Geldes wegen das Falsche zu tun.

Aus der Perspektive der Arbeitsgesellschaft endet das alles ‚natürlich‘ im Nichtstun, weil sie sich Tätigkeit nur als Erwerbstätigkeit vorzustellen vermag. Die Alternativen, die aus

einer bestimmten Position denkbar sind – vor allem die undenkbaren – verraten viel über die Begrenztheit dieser Position. Das trifft gewiss auch auf die Parteinahme für ein gesichertes Grundeinkommen zu. Es ist keine Heilsbotschaft, es birgt Risiken, seine politische Akzeptanz und seine Umsetzung machen eine Menge Arbeit. Aber ich sehe weit und breit kein besseres Konzept, soziale Ängste zu mindern, familiäre Notlagen zu verhindern, gesellschaftliche Katastrophenszenarien überflüssig werden zu lassen, als das garantierte Grundeinkommen. Teilweise nur als Nebeneffekt, teilweise bereits mit programmatischer Absicht befindet sich das garantierte Grundeinkommen in rudimentären Formen längst auf dem Weg. Sorgen wir dafür, dass es vorankommt, verhelfen wir ihm zum Durchbruch, denn „wo kämen wir hin, wenn alle sagten: ‚wo kämen wir hin?‘ und niemand ginge, um einmal zu schauen, wohin man käme, wenn man ginge.“ (Kurt Marti)

Literatur

- Bahrndt, Hans-Paul, 1983: Arbeit als Inhalt des Lebens, in: Matthes, Joachim (Hg.), Krise der Arbeitsgesellschaft?, Frankfurt/M./ New York, S. 120-138
- Baecker, Dirk, 1999: Organisation als System, Frankfurt/M.
- Baecker, Dirk (Hg.), 2002: Archäologie der Arbeit, Berlin
- Baecker, Dirk, 2007: Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt/M.
- Clausen, Lars, 1988: Produktive Arbeit, destruktive Arbeit. Berlin/New York
- Eichhorn, Wolfgang/ Solte, Dirk, 2009: Das Kartenhaus Weltfinanzsystem, Frankfurt/M.
- Kurz-Scherf, Ingrid: Kooperative Demokratie. Kritik der Arbeit und Arbeitslosigkeit, Münster, im Druck
- Kurz-Scherf, Ingrid, 2003: Arbeiten bis zum letzten Job, in: Kurz-Scherf, Ingrid/ Arlt, Hans-Jürgen (Hg), Arbeit, Bildung und Geschlecht, Frankfurt/ New York, S. 290-311
- Luhmann, Niklas, 1993 (1980): Gesellschaftsstruktur und Semantik 1, Frankfurt/M.
- Marx, Karl, 1973 (1867): Das Kapital, Band I, Berlin
- Ortmann, Günther, 2010: Organisation und Moral. Die dunkle Seite, Weilerswist
- Vontobel, Werner, 2010: Lohn und Leistung. Peter Sloterdijks ökonomische Kurzschlüsse, in: Süddeutsche Zeitung vom 26. 10. 2009, S. 13

Dr. Hans-Jürgen Arlt, Berlin, Kommunikations- und Politikwissenschaftler; bis 2003 viele Jahre Kommunikationschef des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB); Lehraufträge an der Freien Universität, Gastprofessur für Organisationskommunikation an der Universität der Künste in Berlin. Mehr auf der Homepage www.kommunikation-und-arbeit.de